

Kurt Glasers wissenschaftliches Lebenswerk

Von Adalbert Hämel.

Mit Kurt Glaser, der am 16. Dezember 1946 verstarb, ist der bedeutendste Schüler von Dietrich Behrens zu Grabe gegangen. Geboren am 25. Mai 1880 in Wetzlar, stammte er väterlicherseits aus theologischen, mütterlicherseits aus juristischen Kreisen. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Wetzlar studierte er an den Universitäten Gießen, Marburg und Paris, promovierte 1904 in Gießen und trat dann in den höheren Schuldienst ein. Am Gymnasium und Realgymnasium in Marburg war er als Studienrat, später auch als Oberstudienrat tätig, habilitierte sich neben dem Schuldienst 1912 in Marburg und erhielt 1921 den Titel eines a. o. Professors. Erst 1929, da er als Nachfolger seines Lehrers Dietrich Behrens nach Gießen ging, schied er aus dem höheren Schuldienst aus. Wenn man die aufreibende Arbeit eines Lehrers an einer höheren Schule kennt und weiß, was es bedeutet, wenn man gleichzeitig auch noch eine Vorlesungstätigkeit an einer Universität auszuüben hat, dann staunt man über die reiche literarische Wirksamkeit Glasers gerade auch in der Zeit seines Doppelberufes.

Schon Glasers Dissertation zeigt die Haupteigenschaften seiner literarischen Tätigkeit: die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit sowie das abgewogene, ruhige und besonnene Urteil. „Die Maß- und Gewichtsbezeichnungen des Französischen. Ein Beitrag zur Lexikographie und Bedeutungsgeschichte“ nennt sich seine Erstlingsarbeit, die auf ausgedehnten Vorarbeiten beruhend eine Dissertation von seltener Reife geworden ist. (Gedruckt in Zeitschr. f. franz. Sprache und Lit. Bd. XXVI, 1904, S. 95—200). Die alten und modernen Maß- und Gewichtsbezeichnungen in der Schriftsprache und in den Mundarten werden etymologisch und bedeutungsgeschichtlich untersucht und damit wird zum erstenmal das

meist in Wörterbüchern verstreute Material übersichtlich geordnet und in ein System gebracht. Es zeigt sich dabei, daß die alten Bezeichnungen gegenüber der sprachlichen Einförmigkeit der modernen Terminologie viel reicher und mannigfaltiger waren und manche Begriffe verschiedenen Sphären angehören. Besonderes Augenmerk wird der Fixierung des zeitlichen Vorkommens und der lokalen Verbreitung der einzelnen Bezeichnungen geschenkt. Obwohl Glaser den Atlas linguistique noch nicht benützen konnte, ist bis heute keine Untersuchung bekannt geworden, die Glasers Arbeit überholt oder überflüssig gemacht hätte und das günstige Urteil, das die Kritik von damals fällt, ist bis heute in Geltung geblieben. Nach dem Register hat Glaser nicht weniger als 820 Wörter besprochen.

Die nachfolgenden Jahre hat Glaser zu gründlichen und eingehenden Studien an der Pariser Nationalbibliothek benützt und sich in ein reiches ungedrucktes Material des 16. Jahrhunderts vertieft. Das Ergebnis war seine Habilitationsschrift, die den Titel führt: „Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“. Sie verteilt sich auf sechs Bände der ZfSL (31, 32, 33, 34, 39, 45) und auf die Jahre 1907—1919. Diese umfangreiche, fast ausschließlich auf ungedrucktem Material und seltenen Drucken beruhende Untersuchung, die bis in die kleinsten Einzelheiten hinein die große Gewissenhaftigkeit des Verfassers beweist, scheint mir die wissenschaftlich bedeutendste Leistung Kurt Glasers zu sein. Es ist sehr zu bedauern, daß diese „Beiträge“ nicht in etwas überarbeiteter Form als selbständiges Buch erschienen sind und von den Literarhistorikern viel zu wenig ausgewertet wurden. Schuld daran ist zweifellos auch der allzu bescheidene Titel, der die Vielseitigkeit des behandelten Materials und die zahlreichen neuen Aspekte der Literatur der französischen Renaissance, und vor allem der Plejade, nicht ahnen läßt. Gewiß weist die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit der sich Glaser beschäftigt, nicht die bedeutenden Vertreter der Literatur auf wie die erste. Kein Marot, kein Rabelais, kein Calvin oder Bèze erhebt ein zweitesmal. Aber man darf auch Ronsard und die Plejade nicht zu

gering einschätzen und darf ihre Stellung innerhalb des Gesamtgeschehens der geistigen Entwicklung nicht übersehen. Eine Zeit wird nicht nur durch ihre großen geistigen Leistungen bestimmt, sondern auch durch den Geschmack des Publikums und die Wirkung der literarischen Erzeugnisse, auch solcher, die ästhetisch keinen allzu großen Wert beanspruchen können. Glasers „Beiträge“ charakterisieren die Zeitverhältnisse, liefern anschauliche Bilder der religiösen Kämpfe der Zeit und zeigen immer wieder, wie eng verbunden die religiösen Erneuerungsbewegungen mit den allgemeinen Strömungen des geistigen und politischen Lebens in Verbindung stehen. Mit besonderer Klarheit und Schärfe ist die Wandlung der ursprünglich rein religiösen Literatur zur politischen Kampfliteratur herausgearbeitet und mit großer Objektivität und wissenschaftlicher Unparteilichkeit beurteilt Glaser die Schriften auf beiden Seiten der kämpfenden Parteien. Seine Sympathie gehört aber jenen seltenen und unerschrockenen Männern, die wie Michel de l'Hospital und Estienne Pasquier zur Versöhnung und Toleranz aufforderten. E. Pasquiers Ausführungen über die Duldung der Calvinisten und die Notwendigkeit eines ruhigen Nebeneinanderbestehens zweier Konfessionen in einem Lande kann man nur mit tiefer Ergriffenheit lesen und mit Bewunderung für einen Mann, der im 16. Jahrhundert schon Worte fand, die man erst im 18. zu lesen gewohnt ist. Aber diese Stimmen der Vernunft verhallen im Streite der Meinungen und der politischen Verfehlung der Gegner. Unterdrückung und Kampf waren weiter das Lösungswort, das Ringen um die weltliche Macht stand für beide im Vordergrund.

So gliedert Glaser seine „Beiträge“ in drei Hauptteile. Im ersten wird die Herausbildung des politischen Charakters der Reformationsliteratur in Frankreich, das Zurücktreten des religiösen Elementes zugunsten des politischen dargestellt. Im zweiten wird die politische Dichtung der Plejade behandelt: Ronsard, Belleau, Jodelle, Baif erscheinen in einem anderen Zusammenhang als man es gewohnt ist: als Parteigänger der älteren Tradition und Bekämpfer der Hugenotten. Im dritten Teil werden dann die politischen Theorien, die sich aus dem ursprünglich rein religiösen

Kampf herausgebildet haben, eingehend besprochen. Im Mittelpunkt steht Jean Bodins Staatstheorie, die ja auch mit ihrer Verteidigung der absoluten Monarchie den Sieg über alle revolutionären Tendenzen davontragen sollte. Wichtig ist aber, daß die monarchiefeindlichen Theorien des 16. Jahrhunderts die ersten Anfänge einer geistigen Bewegung wurden, die dann im 18. als Aufklärung wiedererstehen und den Sieg erringen sollten. So wird die politisierte Reformationsliteratur einen gewaltigen Einfluß ausüben auf die gedankliche Arbeit der folgenden Jahrhunderte. Denn sie hat den Gegensatz zwischen den Konfessionen auf das politische Gebiet getragen und dadurch das Ringen um die Herrschaft im Staate veranlaßt. Freilich, im 17. Jahrhundert wagt noch niemand offen den Kampf gegen die herrschenden absolutistischen Theorien. Der despotische Druck ist zu stark. Und so ist, politisch gesehen, das klassische Zeitalter trotz des strahlenden Glanzes eine Periode des Stillstandes. Die politischen Theorien des 16. Jahrhunderts haben jedoch, soweit sie auf dem Grundsatz der Freiheit der Persönlichkeit ruhten, den formenprächtigen, aber politisch ideenarmen Klassizismus überdauert und zur Ausgestaltung der Ideenwelt des 18. Jahrhunderts wesentlich beigetragen.

Der Problemkreis der politischen Literatur Frankreichs hat Glaser immer wieder angezogen und ihn zu einer Reihe weiterer Studien veranlaßt. Schon 1907 gibt er zwei von ihm in der Bibliothèque Nationale entdeckte Reden von Estienne Pasquier in der *Revue de la Renaissance* (VIII, 1—28 und 136—140) heraus und schreibt dazu eine Einleitung in elegantem Französisch. Im gleichen Jahre behandelt er „Montesquieus Theorie vom Ursprung des Rechts“ in dem wissenschaftlichen Programm seines Marburger Gymnasiums. Ronsard charakterisiert er 1927 noch einmal in einem hübschen Aufsatz: „Ronsard-Erinnerung“ (*ZfSL*, L, 191—203), wo er vor allem den Natursinn und die neue Auffassung von Moral bei Ronsard herausarbeitet und Sainte-Beuves Ronsardbild nach der positiven und negativen Seite beleuchtet.

Eine Fortführung seiner Studien zur politischen Literatur Frankreichs bedeutet auch sein klarer, wohlabgewogener Aufsatz: „Aufklärung und Revolution in Frankreich“ (*ZfSL*, XLV, 1919,

397—436), worin der Nachweis erbracht werden soll, daß die Führer der Revolution, vor allem Robespierre, mit der philosophischen Literatur des 18. Jahrhunderts wohl vertraut waren. Glaser widerlegt dabei bis ins Einzelne die Auffassung Emile Faguets, der die Frage, ob die Aufklärungsliteratur die Revolution mitherbeigeführt und auf ihren Verlauf bestimmend und richtunggebend miteingewirkt habe, mit Entschiedenheit verneint. Auch hier arbeitet Glaser vielfach mit noch ungedrucktem Material, das er in der Bibliothèque Nationale gesammelt hatte.

Einem rein literarischen Thema des 17. Jahrhunderts ist ein kurzer Aufsatz Glasers gewidmet, der gleichzeitig auch sein Interesse an der italienischen Literatur zeigt: „Zur sprachlich-stilistischen Nachahmung Machiavellis durch Lafontaine“ (ZfSL. XXX, 1908, II, 234—241). Wenn man auch nicht von einer tiefgreifenden Einwirkung Machiavellis auf Lafontaine sprechen kann, so läßt sich trotzdem zeigen, daß der italienische Dichter in sprachlich-stilistischer Beziehung auf Lafontaine eingewirkt hat, vor allem in den Teilen seiner „Contes“, in denen Lafontaine die direkte Rede beibehält und sich dadurch an die dramatische Form seines italienischen Vorbildes leichter anlehnen konnte. Aber bei Lafontaine wird das psychologische Element in viel stärkerem Maße in den Vordergrund gerückt als bei Machiavelli. Er geht den seelischen Gründen der Handlungsweise seiner Gestalten viel mehr nach als der nur berichtende italienische Dichter. Lafontaine war eben doch der größere Künstler.

Mit dem 18. Jahrhundert hat sich Glaser auch später wieder beschäftigt und ein Thema aufgegriffen, das grundsätzliche Bedeutung hat. Anlässlich des 200jährigen Jubiläums des Erscheinens von Manon Lescaut, jenes berühmten Romans aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, schreibt er für einen weiteren Kreis (Nachr. der Gießener Hochschulgesellschaft IX, 1933, 18—30), nicht eine Besprechung und Charakterisierung des Romans, sondern er nimmt das Jubiläum zum Anlaß, um die Bestrebungen zu kritisieren, die den Roman einer Art Vorromantik zuschreiben wollen, um damit der Tatsache zu entgehen, daß die Romantik nun einmal nicht in Frankreich, sondern in England und Deutsch-

land entstanden ist. Glaser findet hier treffende Worte, um das unwissenschaftliche Verfahren jener zu kennzeichnen, die um der herrschenden Meinung des Volkes zu schmeicheln, die Tatsachen umbiegen und vergewaltigen.

Vom 18. Jahrhundert führten Glasers Studien von selbst zur romantischen Bewegung in Frankreich. Hier ist es vor allem Lamartine, der ihn fesselt und dem er vier Aufsätze widmet. Er behandelt ihn als Historiker und Politiker (Arch. Stud. d. neueren Spr. LXXXVII, 1922, 210—222), er charakterisiert seine Literaturkritik (Neuere Spr. XL, 1933), seine Beziehungen zu Stendhal (NMO. 1932) und in einem gedankentiefen Aufsatz: „Lamartine und der Symbolismus“ zeigt er Lamartines symbolistische Denkweise auf (Germ. Rom. Mon. Schr. XX) und bringt ihn damit in Verbindung mit Maeterlinck und Verhaeren.

Der Symbolismus und der Regionalismus sind überhaupt der zweite große Problemkreis, mit dem sich Glaser nach seinen Studien über die politische Literatur Frankreichs eingehender befaßte. In einem umfangreichen Aufsatz über Georges Rodenbach, den Dichter des toten Brügge (Neuere Sprachen, XXV, 1917/18), arbeitet er sich in die Probleme des französischen Symbolismus ein und streift bereits auch die regionalistische Bedeutung jener belgischen Dichter. Für Glaser ist es klar, daß „es belgische Dichter waren, welche unter Führung Verhaerens die auf Abwege geratene Kunst Baudelaires, Mallarmés und Verlaines gerettet und den Symbolismus einem neuen selbständigen Leben entgegengeführt haben“. Die Meister der flandrischen Dichtkunst schöpften eben aus Quellen, die den Franzosen verschlossen waren, nämlich dem heimischen Volkstum. Georges Rodenbach ist es nun, dem er eine ausführliche biographische und literarische Studie widmet. Im Mittelpunkt steht das Jugenderlebnis: Brügge, die tote Stadt, die einst so mächtig war und heute ein stilles, aber eindrucksvolles Erlebnis ist für jeden, der sie besucht. Sehr fein weiß Glaser den inneren Entwicklungsgang des Dichters zu zeichnen, seine Berührung mit dem Goncourt'schen Impressionismus und seine Beziehungen zu den Dichtern des Symbolismus, dabei aber stets betonend, daß Rodenbach niemals seine Selbständigkeit aufgegeben hat und sich

nicht ins Schlepptau literarischer Schulen und Moden spannen ließ. Rodenbach hat stets seine eigene Note, das ist die seelische Verwandtschaft mit dem einsamen und träumerisch daliegenden Brügge. Wer daher Rodenbach verstehen will, sagt Glaser, muß Brügge kennen und die Stadt mit eigenen Augen gesehen haben. Der Dichter hat seine Romanhelden mit dem Dasein seiner Lieblingsstadt verknüpft und damit zwischen den Menschen und den Dingen eine Beziehung hergestellt. Sein berühmter Roman „Bruges-la-Morte“ hat in diesem Sinne programmatische Bedeutung. Die Stadt selbst wird zur handelnden Person, „die sich mit Leben füllt und entscheidend eingreift in die Geschehnisse des Romans“. Glaser gelingt es gut, sich selbst in die Seele des Dichters zu versenken und seine Romane, Dramen und lyrischen Gedichte in anschaulicher, einführender Weise vor dem Leser erstehen zu lassen.

Einige Jahre später widmet Glaser dem Haupt der belgischen symbolistischen Dichter Emil Verhaeren in der Behrensfestschrift (1929, S. 310—327) eine kurze Studie, die Verhaerens Verhältnis zu Frankreich klarlegen will. Glaser ordnet Verhaeren in die dichterische Entwicklung des 19. Jahrhunderts ein und zeigt hier wiederum, wie die flämische Dichtung die französische Poesie erneuert, ihr unverbrauchtes Blut zuführt und sie so zu neuen Höhen fähig macht. Die ganze Tragik dieser germanisch-belgischen Dichter läßt Glaser vor uns erstehen, die sich ganz in die französische Dichtung einordnen und ihre germanische Herkunft völlig vergessen und verleugnen.

Die Verbundenheit des Symbolismus der belgischen Dichter mit ihrem Heimatboden führt Glaser dazu, sich auch eingehender mit dem Regionalismus zu befassen und so schenkt er uns einen wertvollen Überblick über die „Regionalistischen Strömungen im französischen Roman der Gegenwart“ (ZfSL. XLVIII, 1926, 226—271). Dieser Aufsatz hat programmatische Bedeutung. Denn die Fülle des gebotenen Materials steht unter dem leitenden Gesichtspunkt einer genauen und eindeutigen Begriffsbestimmung. Regionalismus ist nach Glaser nicht die bloße Beschäftigung und literarische Darstellung der französischen Provinz, ihrer Bewohner und ihrer Sitten, das Wesentliche ist das „wahrhaft innere Verhältnis

zu den geschilderten Provinzen und ihren Bewohnern“, „die lebendige Anschauung, die innige Berührung“. Es sind „die seelischen Elemente, die sich von dort aus ergeben und Wärme verbreiten“. Der Regionalist müsse außerdem auch ein Kämpfer sein, der gegen den Zentralismus von Paris zu streiten wisse und der die Gefahren erkenne, die in der Zentralisation lägen. Wenn auch im Regionalismus der große Gegensatz zwischen idealistischer und realistischer Schilderung zur Geltung komme, so müsse sich der eigentliche Regionalist doch von allen literarischen Strömungen und Schulen fernhalten. Er soll nur das gestalten, was in der Provinz, die ihm am Herzen liege, vor sich gehe und bei ihm nach Gestaltung ringe. Glaser scheidet somit eine Reihe Schriftsteller aus, für die der Regionalismus nur ein Stoffkreis neben anderen ist und hält sich nur an jene, die „weniger Schriftsteller von Beruf sind“ und aus leidenschaftlicher Hingabe die engere Heimat dichterisch gestalten, einfache Leute, Bauern und Lehrer, die den Kreis ihres Wirkens kaum verlassen und Paris, wenn überhaupt, dann nur selten betreten. Es ist also ein eigenartiger, eigenwilliger Kreis von Schriftstellern, die in Glasers Aufsatz an uns vorüberziehen und für deren Charakterisierung man auch heute noch dem Verfasser dankbar sein muß, auch wenn inzwischen über den einen und anderen Dichter bereits eingehendere Studien veröffentlicht worden sind. Drei Provinzen greift Glaser besonders heraus: die Bretagne, Elsaß-Lothringen und natürlich Belgien, dessen Geistesleben ihn immer stark angezogen hat. Ich stehe nicht an, ihn für den besten Kenner dieses Zweiges der französischen Literatur in Deutschland zu halten. Denn man ersieht aus seinen Ausführungen, daß er die in Frage kommende Literatur aus erster Hand und gründlich kennt und Autoren heranzieht, über die man sich in Deutschland sonst keine Auskunft holen kann, die aber ein anschauliches Bild von der Vielseitigkeit und Erdverbundenheit der belgischen Literatur zu bieten vermögen. Auch dieser Aufsatz hätte es verdient, in Buchform zu erscheinen und einem weiteren Leserkreis dargeboten zu werden.

In französischer Sprache hat dann Glaser die Kunst eines Regionalisten und Wegbereiters des Symbolismus Belgiens behandelt,

über den noch kaum eingehendere Arbeiten vorliegen: „Camille Lemonnier“ und zwar hat er die Farbbezeichnung (François Moderne II, 1934, 113—122) und den Aufbau eines seiner Romane (Therèse Monique in Neophil. XXIII, 1937) näher beleuchtet.

Diese Studien führten Glaser zur Stilkunde und veranlaßten ihn, sich mit dem vielseitigen Edmond Schérer zu beschäftigen, um das Problem der Stilkritik auch von einer anderen Seite aus zu beleuchten. In seinem Beitrag zur Festschrift E. Tappolet: „E. Schérer und die französische Sprache“ (Basel, 1935, 96—110) zeigt er in gepflegter Sprache, wie zwar philologische Fragen im Gesamtwerk Schériers nur eine nebensächliche Rolle einnehmen, wie reizvoll es aber trotzdem ist zu sehen, wie Schérer, der das klassische Ideal für die „höchsterreichbare Form von Schönheit und Vollkommenheit“ hält und den „Zusammenbruch des guten alten Geschmacks“ beklagt, nicht nur in Einzelheiten scharfe Kritik an neu aufgekommenen Worten, Wendungen und Sprachgebilden übt, sondern auch den Stil Molières, Racines, Michelets, V. Hugos, Lamartines, Chateaubriands, Taines u. a. kritisiert und beurteilt. Und er bleibt, wie Glaser sagt, nicht im Halben und Alltäglichen stecken. Sein Stilwille geht aufs Ganze stilistischer Kunst. Scharf weiß E. Schérer den Zweck aller Stilkritik herauszustellen: die Stilkunde müsse zur Erkenntnis des inneren Menschen führen. Als letztes Ziel jeder Literaturkritik schwebt ihm vor, die schöpferische Persönlichkeit auf Grund ihrer literarischen Leistungen zu erkennen. „Das Schwingen des Menschlichen im Dichter wird für ihn zu einer Voraussetzung für das Vorhandensein künstlerischer Größe“. Durch die Darstellung von E. Schériers Gedanken gibt Glaser auch seine eigene wissenschaftliche Auffassung wieder. Fern aller hypermodernen Literaturbetrachtungen und verstiegenen, verschwommenen Ideen bleibt er stets auf dem Boden der Tatsachen und der Wirklichkeit und lehnt jedes Phantasieren und Deuteln ohne genügende Textgrundlagen ab.

Auch Glasers in Buchform erschienene sprachgeschichtliche Arbeit „Neologismus und Sprachgefühl im heutigen Französisch“ (Gießen*1930) zeigt die Vorzüge seiner Methode. Sie knüpft, wie er im Vorwort sagt, an die letzte Veröffentlichung seines Lehrers

D. Behrens an, indem sie das von Behrens zusammengetragene reiche Material modern englischer Lehnwörter im Französischen von neuen Gesichtspunkten aus zu deuten versucht. Glaser behandelt aber nicht nur die Anglizismen, sondern auch die Neubildungen der Technik, des Verkehrswesens, der Fachsprache und des Argot. Den französischen Kriegsneologismen und ihrem Eindringen in die Alltagssprache wird ein eigener Abschnitt gewidmet. Albert Barth, der diese Untersuchungen eingehend bespricht (ZfSL, LVII, 1933. 115—120), fällt folgendes Urteil: „Glaser begnügt sich nicht mit der Feststellung und Gruppierung der Tatsachen; er forscht überall nach dem, was R. M. Meyer einmal „Kriterien der Aneignung“ genannt hat und dies Bemühen um die tieferen Ursachen und Zusammenhänge macht die Originalität der lesenswerten kleinen Schrift aus, die eine Fülle eigener guter Beobachtungen enthält und daneben andere Sammlungen und Darstellungen kritisch verwertet. Durch Besonnenheit des Urteils und Sachkunde hebt sie sich vorteilhaft ab von der Mehrzahl der seit Toblers Tod in Deutschland erschienenen Arbeiten über das Neufranzösische“. Und mit Recht sagt er weiter unten, daß man in der Auffassung der sprachlichen Erscheinungen selten anderer Meinung sein könnte als der gut informierte und vorsichtige Verfasser.

Die von A. Barth gerühmten Vorzüge von Glasers sprachwissenschaftlichen Arbeiten treffen auch auf seine zahlreichen kleineren Beiträge z. B. zum Bedeutungswandel in Französischen, zum „sens péjoratif du suffixeard“ im Französischen, zum „sens caritatif“ im Romanischen“ u. a. zu. Sie sind alle voll trefflicher Beobachtungen und kritischer, vorsichtiger Bemerkungen.

Zwei Bücher hat Glaser veröffentlicht, die in erster Linie für die Studenten bestimmt sind und die sein pädagogisches Geschick zeigen: „Frankreich und seine Einrichtungen“ (Bielefeld und Leipzig, 1923, 207 S.) bietet die Grundzüge einer Landeskunde, die aus Vorlesungen an der Universität Marburg hervorgegangen, in erster Linie für die künftigen Lehrer des Französischen bestimmt ist und in weiser Auswahl und auf Grund selbständiger Beobachtungen und Studien das heutige politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben in Frankreich behandelt. Trotz der inzwischen geänderten

politischen Verhältnisse kann das Buch, vor allem in seinen geschichtlichen Teilen, noch heute nicht entbehrt werden. Das einige Jahre später erschienene „Altfranzösische Lesebuch des späteren Mittelalters“ (Halle, 1926) bietet eine reiche, sorgfältige Auswahl aus Texten des 15. und 16. Jahrhunderts. Man kann natürlich bezweifeln, ob es angängig war, auch Marot, Rabelais, Marguerite de Navarra zum „späteren Mittelalter“ zu rechnen. Jedenfalls wäre es richtiger gewesen den Titel zu ändern in „Mittelfranzösisches Lesebuch des 15. und 16. Jahrhunderts“, denn die Auswahl an sich ist für den Studenten notwendig und brauchbar, wenn man auch hie und da eine andere Verteilung (Villon z. B. ist zu schwach vertreten) gewünscht hätte. Wichtig aber ist das ausführliche Wörterbuch, das dem Studierenden ermöglicht, auch ohne Lehrer die Texte jener Zeit zu lesen und zu interpretieren.

Eine Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen Kurt Glasers wäre nicht vollständig, wenn nicht auch seiner Tätigkeit als Kritiker gedacht würde. Glasers zahlreiche Besprechungen zeigen den gleichen gründlichen und kritischen Sinn wie seine selbständigen Arbeiten. Alle Gebiete der französischen Sprach- und Literaturgeschichte sind dabei vertreten, immer wieder weiß er eigenes zu geben und muß er einmal etwas ablehnen, dann geschieht es in so vornehmer, streng sachlicher Form, daß jedes Persönliche ausgeschaltet ist und der Gegner niemals verletzt werden kann. Man lese z. B. seine Übersichten „Neuerscheinungen auf dem Gebiete der französischen Literaturgeschichte“, insbesondere des 19. und 20. Jahrhunderts (ZfSL, XLIX, 1927, 178—198 und LII, 1929, 366—382) und man wird finden, daß das, was Glaser sagt, auch heute noch Geltung hat, ja vielleicht noch mehr, nachdem der überflüssige Streit von damals (Positivismus und Idealismus) längst verklungen ist. Die Ideale, für die Glaser eintritt, sind die, die man heute den Studenten gar nicht oft genug wiederholen kann: Hinter der Darstellung muß in der Literaturgeschichte die Auswertung und Interpretierung der Texte und literarischen Quellen stehen. Anlässlich der Besprechung von Ph. A. Beckers „Clément Marot“ sagt Glaser deutlich: „Beckers Buch ruft es uns aufs Neue, wenn wir es über anderes vergessen, ins Gedächtnis, daß

Quellenforschung mehr als eine Vorarbeit ist, daß sie Kunst ist, höchste Kunst, eine höhere jedenfalls wie die stilistische Darbietung, auch wenn diese wie in Klemperers Literaturgeschichte zu beachtenswerter Vollendung geführt worden ist“. Aber obwohl die ganze Art Klemperers einem so kritischen, wohlabwägenden und bis in die Einzelheiten kenntnisreichen Geist wie Glaser nicht liegen kann, so versucht er doch seine Art zu verstehen, sagt von Klemperers Literaturgeschichte, sie bringe Schwung, verbreite Leben, gebe Anregungen auch da, wo sie Bedenken auslöse und zum Widerspruch herausfordere. Er unterschreibt durchaus das Urteil von Hanns Heiß, der über Klemperer schreibt, er neige zwar dazu, französisches Wesen und Schrifttum nach einer vorgefaßten, auf ein paar einprägsame Formeln gebrachte Meinung auszulegen, verstehe aber auch noch in seinen Eigenwilligkeiten und Vereinfachungen zu fesseln. Wie sehr aber Glaser jede altmodische Betrachtung der Literaturgeschichte ablehnt und große Gesichtspunkte in den Mittelpunkt stellen will, zeigt seine Kritik der französischen Literaturgeschichte von Josef Haas, von dem er richtig sagt, er „leiere immer und immer wieder das Alte und längst Bekannte herunter“, gebe „äußerliche chronologische Periodisierungen“, gewinne „nicht die leitenden Gesichtspunkte“, auf die sich die großen Periodisierungen zu stützen hätten. Und er gibt eine noch heute nützliche Anregung, nämlich ein Buch zu schreiben, das zu einem Wegweiser durch den Stand der Forschungen auf dem Gebiete der neufranzösischen Literatur würde und das die großen Probleme der Literaturgeschichte vortrage oder umgekehrt von den Problemen ausgehe und von dort zu den Forschungen über diese gelange. Kurt Glaser hätte ein solches Buch sehr gut selbst schreiben können. Er hätte dazu die nötigen Kenntnisse, den Überblick und die Belesenheit gehabt und durch sein pädagogisches Geschick wäre es ein wertvolles Hilfsmittel in der Hand der Studenten geworden.

Neben seiner eigenen reichen literarischen Tätigkeit hat Kurt Glaser auch eine Reihe wertvoller Arbeiten angeregt, die er in den von seinem Lehrer D. Behrens gegründeten und von ihm fortgeführten Gießener Beiträgen zur romanischen Philologie veröffent-

licht hat. Nach dem Tode von Fritz Neumann hat er 1929 auch die Redaktion des Literaturblatts für germanische und romanische Philologie in seinem romanistischen und anglistischen Teil übernommen und selbst darin zahlreiche Besprechungen geschrieben.

Seinem verehrungswürdigen Lehrer Dietrich Behrens hat Kurt Glaser zwei Nachrufe gewidmet (ZfSL, LIV, 1930, 3—8 und NSpr, XXXVIII, 1930). Was er hier von Behrens schreibt, das gilt in gleicher Weise von ihm selbst: „Sein auf greifbare Erkenntnisse gerichteter Sinn hielt sich fern von jeder wissenschaftlichen oder halbwissenschaftlichen Spekulation; er versprach sich nichts von dem Philosophieren über die Sprache, in welchen Formen es auch einerschreiten mochte und stand allen von außen an sein Fach herangetragenen Forderungen und Bestrebungen ablehnend gegenüber“. Die Wissenschaft war ihm nicht „Vermutung und Intuition“, sondern verlangte „exakte und überzeugende Dokumentierung“. Man könnte diesen Satz über alle wissenschaftlichen Arbeiten Kurt Glasers schreiben. Immer wieder zeigen sich seine Gewissenhaftigkeit und seine kluge Vorsicht, seine Sachkenntnis und seine kritische Einstellung. Muster und Vorbild waren ihm nicht nur seine unmittelbaren Lehrer, sondern alle großen Vertreter der romanischen Philologie, in erster Linie Friedrich Diez, der größte Sohn Gießens, dem er „Eine Jahrhundertenerinnerung“ gewidmet hat (Nachr. der Gießener Hochschulgesellschaft XII, 1938, 3—14), in der der Glaube an ihn und die Treue zu ihm besonderen Ausdruck fand.

Kurt Glaser hat die Tradition seines großen Lehrers Dietrich Behrens als Inhaber des Lehrstuhls der Romanistik in Gießen seit 1929 in würdiger Weise fortgesetzt und seinem eigenen Namen in der Geschichte der romanischen Philologie in Deutschland einen Ehrenplatz gesichert.